

# KEVIN O'BRIEN

The background of the cover is a dark, heavily textured surface, possibly resembling a book cover or a piece of aged paper. In the center, there is a silhouette of a person standing, facing away from the viewer. Behind the silhouette, there is a bright, glowing light source that creates a lens flare effect, with colors ranging from deep red to bright white. The light source appears to be surrounded by a dense, chaotic pattern of small, dark, insect-like or organic shapes. The overall mood is mysterious and ominous.

THRILLER

# UND IN DIR DIE FINSTERNIS

Weltbild Premiere

Und in dir die Finsternis

Kevin O'Brien

# Und in dir die Finsternis

Thriller

Aus dem Amerikanischen von  
Diana Beate Hellmann

**Weltbild**

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012 unter dem  
Titel *Terrified* bei PINNACLE BOOKS, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:  
*www.weltbild.de*

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,  
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg  
Copyright der Originalausgabe © 2012 by Kevin O'Brien  
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2017 by Bastei Lübbe AG, Köln  
Übersetzung: Diana Beate Hellmann  
Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß  
Umschlagmotiv: © Johannes Frick, Neusäß unter Verwendung von Motiven von  
Shutterstock (© Micael Nussbaumer, © Kjpgarqeter)  
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara  
Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice  
Printed in the EU  
ISBN 978-3-95973-256-7

2019 2018 2017 2016

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

*Dieses Buch ist für meinen guten Freund und  
Autorenkollegen Garth Stein.*

## Kapitel eins

GLENVIEW, ILLINOIS – 25. OKTOBER 1996

Ihr Sohn war plötzlich so auffallend still.

Maggie hatte es sich auf einer der Parkbänke des kleinen Spielplatzes gemütlich gemacht und verbrachte die Zeit damit, eine Einkaufsliste zu erstellen und gleichzeitig ihren vierjährigen Sohn Mark zu beaufsichtigen, der auf dem Klettergerüst spielte.

*BBQ Kartoffelchips* schrieb sie auf den personalisierten Notizblock, dessen Zettel jeweils am Oberrand mit *Ms. Margaret Farris* und der kitschigen Abbildung eines Kürbisfeldes bedruckt waren. Bekommen hatte sie den Block entweder von der American Cancer Society, der March of Dimes oder irgendeiner dieser anderen Wohltätigkeitsorganisationen, die einen ständig mit Postwurfsendungen und Werbeflehen bombardierten. Ein bisschen hatte sie immer ein schlechtes Gewissen, wenn sie ihr »persönliches Geschenk« behielt und den Rest wegwarf. Aber nur ein bisschen – im Büro spendete sie dem Netzwerk United Way.

Maggie arbeitete halbtags und verkaufte Werbeflächen in der *PIONEER PRESS*, einem Nachrichtenmagazin für die Metropolregion Chicago, das jede Woche in mehreren Städten des North Shore District erschien. Sie liebte es, freitags nicht arbeiten zu müssen, und verbrachte den Tag immer mit Mark. Nach dem Spielplatz würden sie bei Dominic's ihre Lebensmitteleinkäufe tätigen. Wie sie die Freitagabende verbrachten, hatte inzwischen Tradition: Sie und Mark holten ihren Ehemann Ed in Glenview vom Bahnhof ab und gingen anschließend zum Abendessen ins The Willow Inn.

Wie sie so auf dieser Parkbank saß, eingemummt in eine doppelreihige Jacke aus festem Tuch, und ihr hellbraunes Haar im Wind flatterte, hatte Maggie keine Ahnung, dass das hier keiner

ihrer normalen Freitagabende werden würde. Der Supermarktbesuch würde heute ausfallen.

Sie schrieb *Reis* auf ihre Einkaufsliste und dann *Kmart-Riegel*. So nannte Mark die *Special-K-Müsliriegel*. Maggie war es gelungen, ihn dazu zu verleiten, gesunde Snacks zu essen, aber sie arbeitete noch daran, ihm beizubringen, diese bei ihrem richtigen Namen zu nennen. Folglich hießen sie im Farris-Haushalt *Kmart-Riegel*, nach der Ladenkette *Kmart*, die für ihre großen Spielzeugabteilungen bekannt war. Und wenn man zu viele von denen aß, bekam man unter Umständen Bauchschmerzen und musste dann nicht *Pepto-Bismol*, sondern *Pepsi Mussmal* trinken – eine weitere Mark'sche Wortkreation.

Bekleidet mit Jeans, roten Tennisschuhen und seiner blauen Jacke der *Chicago Bears* mit dem orangefarbenen *C-Logo* auf dem Rücken, rannte er auf die Rutsche zu. Das Licht der Sonne traf ihn aus einem ganz bestimmten Winkel und sorgte so dafür, dass sein lockiges, dunkelbraunes Haar golden strahlte.

Es war ein traumschöner, kühler und klarer Herbstnachmittag. Die Bäume waren ein Tumult aus Farben, und abgefallene Blätter tanzten über das Gras. Der Spielplatz befand sich am äußeren Ende einer großen Grünfläche. Ein paar Büsche in der Nähe des Klettergerüsts bildeten eine natürliche Barriere zu einem Abwasserkanal, der an Eisenbahnschienen entlangführte. Es roch, als würde irgendwo jemand Laub verbrennen.

Sie beobachtete, wie Mark die Rutsche runterschlitterte – ohne dabei einen Mucks von sich zu geben. Er spielte, wie manche Menschen lernten – still und konzentriert. Beim Fernsehen und beim Essen, selbst wenn er im Bett lag, war er indes eine regelrechte Quasselstrippe. Dann unterhielt er sich sogar mit sich selbst. Jetzt jedoch nicht. Er konzentrierte sich auf die anstehende Aufgabe, die darin bestand, die Rutsche runterzurutschen.

Maggie war froh, dass es so war. Die Stille war herrlich – kein Verkehrslärm, nur hin und wieder das Zwitschern irgendwelcher Vögel. Sie beschäftigte sich wieder mit ihrer Einkaufsliste. Es musste unbedingt etwas her für die Halloween-Süßigkeiten-



sammler, aber was? Eigentlich egal, denn wem wollte sie hier etwas vormachen? Sie würde sich ja doch wieder an allem »vergehen«. Verdammt, vermutlich würde sie vor Halloween noch einmal das ganze Zeug neu kaufen müssen. Sie verschenkte wohl mal besser Süßigkeiten, die nicht so verlockend waren – vielleicht Fruchtrops von Mike & Ike oder *Hot Tamales*, diese Zimtbonsbons. Nein, auch die würde sie wegfuttern. Maggie notierte sich noch ein paar andere Süßigkeiten, die als Kandidaten infrage kamen, strich dann alles wieder durch und kritzelte auf den Block: *Halloween-Kacke – was halt gerade im Angebot ist.*

In der Ferne hörte sie das laute Dröhnen eines Zughorns. Automatisch blickte sie auf. Mark war nicht mehr auf der Rutsche. Sie schaute auf das leere Klettergerüst – und dann auf die Schaukeln. Die leeren Sitze wiegten sich in der Brise. Die Ketten, an denen sie hingen, quietschten leise.

»Mark?«, rief sie. Maggie sprang auf. Notizblock und Kugelschreiber fielen auf den Boden. »Mark, Schatz, wo bist du?«, brüllte sie. Mit den Augen suchte sie die Parkanlage ab und hatte plötzlich dieses entsetzliche Gefühl in der Magengrube. Auf den Eisenbahnschienen hinter den Büschen sah sie ihn nicht, und er spielte auch nicht auf dem Rasen. Wie konnte er einfach verschwunden sein?

Noch hoffte sie, ihn jeden Moment lachen zu hören. Vielleicht spielte er Verstecken mit ihr? Doch das Einzige, was sie hörte, war das Zughorn, das mit jeder Sekunde lauter wurde. Verängstigt schaute sie noch einmal auf die Eisenbahnschienen. Nach wie vor fehlte jede Spur von Mark.

Die Straße befand sich auf der anderen Seite der Grünfläche, und sie sah weder Fahrzeuge kommen noch welche wegfahren. Niemand konnte ihn in den Wagen geladen und mit ihm weggefahren sein. Sie hatte doch nur für wenige Sekunden den Blick abgewandt. Unschlüssig griff sie sich mit der Hand an die Stirn, irrte durch den kleinen Park und rief immer wieder seinen Namen.

Warum, in Gottes Namen, antwortete er ihr nicht?



Donnernd raste der Zug vorüber und übertönte ihre Rufe. Mit jedem Meter, den er sich alsbald wieder entfernte, wurde das Dröhnen leiser – und stattdessen hörte sie die Schreie ihres Sohnes. Panik erfasste Maggie, denn ihres Erachtens konnte das nur eines bedeuten: dass der Zug ihn überrollt und ihm womöglich einen Fuß oder einen Arm abgefahren hatte.

Maggie quetschte sich an den Büschen vorbei und raste auf die Eisenbahnschienen zu. Als sie auf den Abwasserkanal neben den Schienensträngen schaute, erblickte sie Mark. »Schätzchen?«, hauchte sie.

Ihr kleiner Junge stand am Fuß der Wasserrinne – inmitten dorniger Büsche, Gestrüpp und wuchernden Grases. Gerade hatte er etwas aus einem schwarzen Plastik-Müllsack gezogen. Wie erstarrt hielt er es in seiner zitternden Hand und schrie. Das Etwas war der Arm eines Menschen.

Er schien sich nicht rühren, das verstümmelte Ding aber auch nicht loslassen zu können. Und er konnte nicht aufhören zu schreien.

Entsetzt rannte Maggie zu ihm. Sie musste ihm den abgetrennten Arm förmlich aus der Hand schlagen, so fest hielt er ihn. Die leere schwarze Plastiktüte tanzte im Wind. Maggie schloss ihren kleinen Sohn fest in die Arme, doch er hörte nicht auf zu schreien. Sie spürte, wie sein kleiner Körper zitterte und bebte.

Maggie starrte auf das blau-weiß verfärbte Körperteil, das neben ihr im Gras lag. Die Fingerkuppen der Hand waren abgeschnitten worden, und Ameisen krabbelten darüber – zu Hunderten.

Die Schlagzeile und der Untertitel standen ganz oben auf Seite drei der Samstagsausgabe der *CHICAGO TRIBUNE*:

### **Ein weiterer grausiger Fund im »Müllsack«-Mord**

---

*Unweit des Glenviewers Spielplatzes wurde ein Arm gefunden*

Er saß auf einem Barhocker am Fenster der Starbucks-Filiale im Einkaufszentrum Plaza del Lago in Wilmette und achtete weder

auf den Verkehr auf der Sheridan Road noch auf den Blick, den man von hier auf den Michigansee hatte. Er nippte an seinem Caffè Americano und brütete über dem Zeitungsartikel. Dass die Story es nicht auf die Titelseite geschafft hatte, enttäuschte ihn ein wenig.

Dem Artikel war kein Foto beigefügt, wohl aber eine Landkarte mit den Vororten des Chicago North Shore District. Darauf war jede Stelle markiert, an der man einen Müllsack mit einem Körperteil gefunden hatte. Bisher gab es auf dieser Karte drei Stellen, die alle nur ein paar Meilen voneinander entfernt waren.

Der jüngste Fund war der rechte Arm gewesen, den er in Glenview in der Nähe eines Spielplatzes neben Eisenbahnschienen in einen Graben geworfen hatte. Er hatte den Sack ordentlich verschlossen, aber das garantierte nicht, dass sich keine Waschbären oder Vögel daran zu schaffen machten. Zum Glück war denen ein vierjähriger Junge aus Glenview – sein Name wurde in der Zeitung nicht genannt – zuvorgekommen. Der Artikel deutete darauf hin, dass seiner Hände Werk noch intakt gewesen war – nichts war abgenagt worden, und es verschandelten keine Bisswunden die sauberen chirurgischen Schnitte, die er gleich unter ihr Schulterblatt gesetzt hatte.

Mit dem ersten Fund hatte er nicht so viel Glück gehabt. Waldbewohner hatten das linke Bein entdeckt, und die Opossums oder Waschbären hatten den Müllsack – mitsamt der halb aufgefressenen Gliedmaße – an den Rand eines Waldweges gezerrt, wo er erst Stunden später zufällig von Schulkindern gefunden wurde, die an diesem Montagmorgen mit ihrer Klasse einen Ausflug in die Glencoe Turnbull Woods unternahmen.

Ein anderes Tier, ein Collie namens Tippin, hatte den linken Arm zutage gefördert, der eingewickelt in einen Müllsack in Winnetka vor ein paar Büschen am Außenrand des Tower Road Beach gelegen hatte. Bradley Rice, ein pensionierter Englischlehrer, hatte Tippin in den späten Nachmittagsstunden des Donnerstags ohne Leine am Strand laufen lassen, als der Hund die

Entdeckung machte. »Dennis Gottlieb, der Gerichtsmediziner von Cook County, hat bestätigt, dass die Arme und das Bein von dem gleichen, noch nicht identifizierten weiblichen Opfer stammen«, hieß es in dem Artikel. »An beiden Händen wurden die Fingerkuppen entfernt. Gottlieb gab an, das Opfer sei innerhalb der letzten zwei Wochen ermordet worden.«

*Präzise gesagt, vor neun Tagen*, dachte der Mann, der sich am Fenster über seine Zeitung beugte. Erwürgt hatte er sie am vergangenen Donnerstag. Eine Nacht der Versöhnung hatte es werden sollen, das hatte sie zumindest geglaubt. Er hatte sie mit einer Flasche Champagner überrascht und mit einem Becher Erdbeereiscreme von Ben & Jerry's. Sie hatte nicht die Gelegenheit bekommen, das erste Glas Champagner zu leeren.

Drei Müllsäcke mit sterblichen Überresten von ihr waren immer noch da draußen, an verschiedenen Stellen des North Shore. Ein Kälteeinbruch hatte dazu beigetragen, die Gliedmaßen relativ frisch zu halten. Noch nicht gefunden hatten sie das rechte Bein, ihren Unterkörper und ihren Oberkörper. Sie würden sie aber finden – schon bald.

Dass sie ihren Kopf jemals finden würden, glaubte er nicht. Den hatte er sehr sorgfältig vergraben.

Wie aus dem Zeitungsartikel hervorging, hatte am Donnerstag einer der Detectives am Tower Road Beach den Fund als Teil des Müllsack-Mordes bezeichnet. Der Mann, der in dem Starbucks saß, hoffte, dass dieser Spitzname sich durchsetzte. Ihm gefiel, wie das klang.

»Wenn ich dir ein Geheimnis anvertrauen würde – ich meine, ein echt total ernstes Geheimnis –, würdest du mir versprechen, niemandem davon zu erzählen?«

Die siebzehnjährige Candy Kruger konnte es nicht länger für sich behalten. Sie musste mit irgendjemandem reden. Nervös fuhr sie sich mit der Hand durch ihr hellbraunes Haar – das genauso frisiert war wie das von Rachel in *Friends*. Der aufwendige Schnitt passte nicht so recht zu ihrer St.-Regina-High-School-

Schuluniform: weiße Bluse mit Bubikragen, kariertes Schottenrock und Kniestrümpfe.

Ihre beste Freundin, Trish Scanlin, sah sie durch die Gläser einer etwas unweiblichen Brille an. Sie hatte krauses rotes Haar, das heute nach hinten gebürstet und geflochten war. Sie blinzelte ein paarmal mit den Augen. »Gott«, flüsterte sie, »was ist es denn?«

»Candice und Patricia!«, tadelte ihre Biologielehrerin Ms. Trotter die beiden. Vielleicht lag es an dem Foto von Präsident Clinton neben der Tafel – gleich unter dem Foto von Papst Johannes Paul II. –, dass Ms. Trotter wegen Candy immer an Hillary Clinton erinnert wurde. Sie war zwar ein Rotschopf, trug ihr Haar aber genau wie die First Lady – und legte auch das gleiche nüchternsachliche und intelligenzbestienhafte Benehmen an den Tag. »Konzentrieren Sie sich auf Ihre Arbeit, und ziehen Sie bitte Ihre Handschuhe an«, verlangte Ms. Trotter.

Automatisch setzte Candy sich kerzengerade auf ihren Stuhl. Seufzend zog sie ein Paar Latexhandschuhe über, die man vor ihr auf den Arbeitstisch gelegt hatte. Sie schaute Trish an und drehte dabei die Augen, dann musterte sie das schrumpelige, gräulich rosafarbene tote Ding in der Schale und die zusammengerollte Plastiktüte, die daneben lag. Candy spitzte die Lippen. Ein Teil der Nabelschnur hing immer noch an dem Schweinefötus, den sie im Unterricht sezieren mussten. Sie und Trish arbeiteten jetzt seit drei Tagen an dem ungeborenen Ferkel, und Candy hatte sich immer noch nicht daran gewöhnen können. Das Schneiden übernahm vorwiegend Trish. Sie hatten das arme Ding Boris getauft, nach ihrem lahmarschigen Trigonometrielehrer, der immer stank, weil er zu viel billiges Aftershave auftrug. Ihr kleiner Boris stank ebenfalls – nach Formaldehyd oder wie immer die Lösung hieß, die ihn konservierte.

Laut Aussage von Ms. Trotter waren die Eingeweide eines Schweines denen eines Menschen sehr ähnlich, was der Grund dafür war, dass dieses Tier sich ideal zum Sezieren eignete. Und es wurden für diese Biologiestunden keine Schweineföten ermor-

det – zumindest nicht direkt. Es handelte sich bei den Tieren um die ungeborenen Ferkel von Säuen, die von der fleischverarbeitenden Industrie abgeschlachtet wurden; sie wurden dem Uterus der toten Sau entnommen.

Diese Information machte es Candy keineswegs leichter, in das arme Ding hineinzuschneiden. Das Ganze hatte zur Folge gehabt, dass sie gebratenem Speck abgeschworen hatte – zumindest bis zum Ende des Semesters.

Nach wie vor starrte sie auf Boris und auf die Plastiktüte, in der sie ihn zwischen den Unterrichtsstunden aufbewahrten. Sie stellte sich vor, in ihn hineinzuschneiden, und musste unwillkürlich an den jüngsten Fund im Müllsack-Mord denken.

Tags zuvor hatte man den Oberkörper der Frau entdeckt. Er hatte in einem schwarzen Müllsack gesteckt, der auf einer Baustelle gelegen hatte – einer halbfertigen neuen Villa in Hubbard Woods, nicht weit entfernt von dem Haus, in dem sie »KEVIN-ALLEIN-ZU-HAUS« gedreht hatten. Als würde jetzt noch jemand in dieser neuen Villa wohnen wollen, da konnte sie noch so schön sein, und dass sie in diesem stinkvornehmen Reichenviertel stand, nützte da auch nichts.

Wie in den Fernsehnachrichten behauptet wurde, wies der Oberkörper ein paar besondere Merkmale auf.

»Also – was ist das große Geheimnis?«, wisperte Trish. Sie beugte sich über Boris, hielt einen chirurgischen Faden in der behandschuhten Hand, aber ihr Blick ruhte auf Candy.

Ms. Trotter war gerade damit beschäftigt, Barbie Ray zu helfen, die sich total dämlich anstellte, also ging Candy davon aus, dass es okay war zu reden. »Du weißt doch, dass sie gestern einen weiteren Teil dieser Frau gefunden haben, die ermordet wurde«, sagte sie im Flüsterton. »Und du weißt, dass meine Tante sich angeblich das Leben genommen hat.«

Mit finsterer Miene sah Trish sie an. »Was meinst du denn mit *angeblich*?«

»Damit meine ich, ich glaube nicht daran, dass sie Selbstmord begangen hat«, gab Candy leise zur Antwort. Sie hielt den Kopf

gesenkt und tat so, als konzentriere sie sich auf den Schweinefötus, der vor ihr lag. »Ich glaube, dass sie diejenige ist, deren Leichenteile sie jetzt überall finden.«

»Machst du Witze?«, erwiderte Trish, und das laut.

Automatisch blickte Candy zu Ms. Trotter hinüber, die sie zornig anblitzte. »Patricia, Candice? Sind Sie zu irgendeiner Erkenntnis gelangt, die Sie gern mit den anderen in der Klasse teilen möchten? Und hat das Ganze etwas mit dem Verdauungsapparat unseres Präparats zu tun?«

Candy und Trish saßen beide mit offenem Mund da und schüttelten rasch die Köpfe. Im nächsten Moment taten sie so, als würden sie weiter an Boris arbeiten. Candy starrte auf die inneren Organe des ungeborenen Wesens. Sie dachte an ihre Tante Lisa – und an den Körperteil, den man jetzt auf dieser Baustelle gefunden hatte.

Candy wurde übel. Sie erinnerte sich daran, wie schön ihre Tante Lisa war. Altersmäßig waren sie nicht allzu weit auseinander. Lisa war gerade mal fünfundzwanzig. Sie hatte welliges, schulterlanges, kastanienbraunes Haar und große blaue Augen mit langen, dichten Wimpern. Candy hatte sie schon mal ohne Make-up gesehen, und sie war immer noch umwerfend schön. Candy hatte sie auch nackt gesehen. Während des Sommermonats hatte ihre Tante sie mehrmals in den Country Club mitgenommen, und einmal hatte Candy nach dem Schwimmen im Pool in der Umkleidekabine einen neugierigen Blick auf sie riskiert. Als sie ihre Tante nackt sah, fühlte sie sich selbst klobig und käsig. Lisa hatte lange, braun gebrannte, wohlgeformte Beine, eine Wespentaille und einen kleinen, perfekten Busen. Sie schien makellos zu sein – bis Candy den violett verfärbten Bluterguss an Lisas Kreuz erblickte. Sie hatte auch eine hässliche Narbe auf der linken Seite ihres Brustkorbs – drei untereinander liegende, hochrote Flecke, die jeweils so groß waren wie eine Fünf-Cent-Münze.

Lisa schien sie dabei zu ertappen, wie sie daraufstarrte, und schlang sich hastig ein Handtuch um. Vorher, während des Schwimmens, hatte Candy sich gefragt, warum ihre Tante – mit

diesem Killer-Body! – einen derart langweiligen einteiligen Badeanzug trug. Jetzt wusste sie es. »Gott, Tante Lisa, was ist passiert?«, fragte Candy. »Das sieht aus, als hättest du dich da verbrannt, und auf deinem Rücken ...«

Ihre Tante schüttelte nur den Kopf, was Candy als Aufforderung deutete, nur ja nicht weiterzusprechen. Draußen kreischten Kinder, lachten und plantschten im Pool. Derweil starrte Candy ihre Tante Lisa in der kleinen Nische im Umkleideraum einfach nur weiter an.

Lisa stieß einen nervösen Lacher aus. »Ach, ich bin so tollpatschig. Ich ... ich hatte einen Unfall mit dem Grill, Süße. Das war die Strafe dafür, dass ich an Geräten herumhantiert habe, die nur dein Onkel Glenn bedienen kann. Ich bin gefallen – und plötzlich lag überall auf der Terrasse glühende Holzkohle und ich mit-tendrin ...« Sie machte eine abwinkende Bewegung mit der Hand, als wolle sie das Thema damit beenden. »Das ist mir dermaßen peinlich. Ich mag nicht einmal darüber reden. Weißt du was? Ich glaube, wir sollten zur Old Orchard Mall fahren und ein bisschen einkaufen gehen. Der Herbst naht, Süße, und du brauchst Garderobe für all die vielen Verabredungen, die du haben wirst ...«

Tante Lisa hielt das Handtuch um ihren Körper fest umschlungen und bewegte sich in den Duschbereich. Candy runzelte die Stirn, als sie sah, wie sie sich in die hinterste Ecke des gefliesten Raums verkroch. Schon da hatte sie gewusst, dass diese Geschichte über den Holzkohlegrill vermutlich eine Lüge war.

Glenn war Candys Onkel – der jüngere Bruder ihrer Mom und ein megamäßig erfolgreicher Chirurg. Seit einem Jahr waren er und Lisa verheiratet. Lisa hatte einen Bruder, der Krebs hatte oder irgendetwas in der Art und ständig im Krankenhaus lag. So hatte Lisa Glenn kennengelernt – während eines Krankenhausbesuchs bei ihrem Bruder. Weitere Familie hatte sie im Grunde nicht. Was Freundinnen anging, hatte Lisa es so erklärt, dass sie sich, als sie Glenn heiratete, einfach anders weiterentwickelt hätte als die meisten ihrer Freundinnen. Sie wurde so etwas wie Candys



große Schwester – eine große Schwester, die Geld hatte, ihr neue Dinge zeigte und ihr Sachen kaufte. Außerdem war sie lustig und lieb und konnte gut zuhören. Candy hatte Vertrauen zu ihr. Sie glaubte nicht, dass es etwas gab, was sie ihrer Tante Lisa nicht erzählen konnte.

Und dennoch, an diesem Nachmittag in der Damenumkleidekabine neben dem Pool des Country Clubs hatte sie begriffen, dass es ein paar Dinge gab, die Lisa vor ihr geheim hielt.

Candy sollte erst erfassen, was es mit dem Bluterguss und den Brandwunden auf sich hatte, nachdem Tante Lisa verschwunden war.

Inzwischen wurde sie seit fast drei Wochen vermisst. Man vermutete, dass sie sich ertränkt hatte. Die Polizei hatte Lisas blau-grünen Honda Civic auf einer einsam gelegenen Brücke in Iowa gefunden – ausgerechnet. Sie musste einen halben Tag gefahren sein, um dorthin zu gelangen. Im Inneren des Wagens fanden sie einen Liter Bourbon, eine Schachtel Valium, ihre Handtasche und einen Zettel, auf dem nichts weiter stand als:

*An meine Hinterbliebenen, denen ich etwas bedeutet habe – es tut mir leid.*

So offenkundig auch war, dass der Mississippi Lisas Körper verschluckt hatte, meldete Candys Onkel Glenn seine Frau als vermisst. Er schien der Einzige zu sein, der sich weigerte zu glauben, dass Lisa sich umgebracht hatte.

Aufgrund von Tante Lisas – vermeintlichem oder echtem – Selbstmord war Candy einige Tage nicht zur Schule gegangen. Sie war am Boden zerstört gewesen und hatte sich immerzu gefragt, warum Tante Lisa sich das Leben genommen hatte – bis sie eine Woche später eine Unterhaltung ihrer Eltern belauschte.

Während sie versuchte, den versäumten Unterrichtsstoff aufzuholen, setzte sie sich zum Lernen immer wieder an andere Stellen im Haus, damit das Ganze nicht allzu langweilig wurde. An jenem Abend saß sie auf dem oberen Absatz der Hintertreppe –

gleich über der Küche. Die Eltern wussten nicht, dass sie dort war. Ihre Mutter kochte das Abendessen.

Candy konnte hören, wie Eiswürfel in Gläsern klirrten und Mutter und Vater sich im Flüsterton unterhielten.

»Ich glaube, Glenn leidet im Moment so unter Schuldgefühlen, dass er das Ganze nicht wahrhaben will«, sagte ihre Mutter.

»Der ist nur sauer, weil Lisa ihm zuvorgekommen ist«, knurrte Candys Vater. »Wir hätten etwas unternehmen müssen, Audrey. Wie dein Bruder dieses arme Mädchen verprügelt hat, dann all diese geheimen Fahrten ins Krankenhaus, um sie wieder zusammenzuflicken – ich dachte wirklich, dieser Hurensohn würde sie irgendwann umbringen.«

Mit einem Textmarker in der Hand und einer Ausgabe von »BEOWULF« auf dem Schoß, saß sie auf dem oberen Absatz der Treppe. Candy konnte sich absolut nicht erinnern, ihren Onkel Glenn jemals etwas kochen gesehen zu haben – weder auf dem Grill noch auf dem Herd oder im Tischbackofen. Das Kochen hatte immer Tante Lisa übernommen, während Onkel Glenn sich mit einem schicken, aus Deutschland importierten Bier und einer dicken Zigarre aus Kuba zurückgelehnt und entspannt hatte. Candy erinnerte sich allerdings daran, wie er an dieser Zigarre gezogen hatte, und wie die Glut geglüht hatte – wie ein orangefarbener Kreis aus Asche, der in etwa so groß gewesen war wie eine 5-Cent-Münze!

Abrupt stand Candy auf. Ihr Buch fiel ihr vom Schoß und polternd die Stufen hinunter. Sie nahm sich zusammen und lief schnellen Schrittes die Treppe hinunter, um das Buch aufzuheben, klemmte es sich vor die Brust und lief dann durch die Küche, ohne ihre Eltern anzuschauen. Sie marschierte einfach immer weiter – bis ins Arbeitszimmer ihres Vaters im vorderen Teil des Hauses. Ihre Mutter rief ihr nach, das Abendessen sei in etwa zehn Minuten fertig. »Okay!«, gab sie zur Antwort und setzte sich mit hochgezogenen Beinen auf das Ledersofa in dem holzgetäfelten Raum.

Sie erzählte ihren Eltern nicht, was sie gehört hatte – und sie

erzählte ihnen nichts von dem Bluterguss und den Brandwunden, die außer ihr niemand gesehen hatte.

Candy hatte nie den Verdacht gehegt, dass ihre Tante misshandelt wurde. Jetzt machten gewisse Dinge plötzlich Sinn. Ihr Onkel hatte von jeher etwas an sich gehabt, was sie nicht leiden konnte. Er war großzügig und machte ihr zu Weihnachten und zum Geburtstag immer die besten Geschenke. Doch als sie ins Highschool-Alter kam, fiel ihr auf, dass er immer so von oben herab mit ihr redete, als sei sie blöde oder so. Und er konnte verdammt taktlos sein. Niemals würde sie den Tag vergessen, an dem er anfang, die Pickel in ihrem Gesicht zu zählen – und meinte, sie bräuchte einen guten Hautarzt. An jenem Abend weinte sie sich in den Schlaf. Mit ihrer Mutter und mit Tante Lisa sprach er aber genauso – immer so kritisch. Er benahm sich, als würde seine Kacke nicht stinken – wohl aber die jedes anderen.

So wenig sie Onkel Glenn leiden konnte, so sehr hatte sie seine junge Ehefrau vergöttert.

Manchmal hatte Lisa ihre Verabredungen mit ihr verschieben müssen und als Gründe immer nur so ganz vage Erklärungen abgegeben. In der Folge hatte man sich dann tagelang nicht mit ihr treffen können. Jetzt fragte Candy sich, ob Lisa sich in diesen Phasen vielleicht versteckt hatte, weil sie sich von einer weiteren Runde mit Glenn erholen musste. Candy erinnerte sich an den Wutanfall, den sie an ihrem letzten Geburtstag bekommen hatte, weil Lisa am späten Vormittag angerufen und versucht hatte, das gemeinsame Mittagessen abzusagen, das sie geplant hatten. Es war ihr gelungen, ihre Tante dazu zu überreden, ihre Verabredung bei Hackney's doch noch einzuhalten. An einem Tisch am Fenster hatten sie gegessen, und Candy hatte es aufregend gefunden, wie eine Erwachsene mit einer Freundin beim Lunch zu sitzen; es war ihr gar nicht richtig aufgefallen, dass Lisa irgendwie anders war als sonst. Sie sprach nicht viel, und wenn sie etwas sagte, klang das irgendwie lustig, ganz so, als würde sie lallen. Lisa hatte Suppe bestellt, aber kaum davon gegessen. Candy fand, dass ihr Cheeseburger schlichtweg köstlich schmeckte, und ver-

suchte, Tante Lisa dazu zu bewegen, davon zu probieren. Sie musste ihr den Burger mehr oder weniger zwischen die Zähne schieben, damit sie es tat.

Candy fiel auf, dass sich die Augen ihrer Tante mit Tränen füllten, als sie anfang zu kauen. Schließlich stieß sie einen wimmernden Laut aus und spuckte den Bissen in ihre Serviette. Der Klumpen war voller Blut. Candy schnappte nach Luft, als sie das sah.

Sofort trank Lisa ein paar Schlucke Wasser. Als sie das Glas wieder abstellte, sah Candy, dass das Wasser jetzt einen ganz leichten rosafarbenen Stich hatte. »Es blutet in deinem Mund«, flüsterte Candy.

Lisa nickte. »Ich hatte einen schlimmen Morgen beim Zahnarzt«, sagte sie mit dieser schleppenden Stimme. Sie fing an zu weinen. »Ich hätte dir das eher sagen müssen, aber ich wollte dir dein Geburtstagsessen nicht vermiesen. Und genau das habe ich jetzt getan. Es tut mir so leid, Süße ...«

Danach blieben sie nicht mehr lange. Candy ließ sich den Rest ihres Burgers einpacken. Als Lisa sie in ihrem blaugrünen Honda Civic nach Hause fuhr, waren sie ungewöhnlich still. Die Sonne strahlte durch die Windschutzscheibe, und in dem harten Licht fiel Candy auf, dass ihre Tante sehr viel Make-up trug, vor allem Grundierung. Doch komplett verdeckte die den Bluterguss an ihrem Kinn nicht.

Candy erinnerte sich auch, sie zum Abschied vorsichtig auf die Wange geküsst zu haben. Nie hatte sie es gewagt, sich selbst die Frage zu stellen, was ihr wohl wirklich passiert war. Sie hatte Lisa die Zahnarztgeschichte abgenommen – als würde irgendein Zahnarzt, der bei Verstand war, eine Patientin mit blutendem Mund nach Hause schicken.

An dem Abend, an dem Candy ihre Eltern in der Küche hatte reden hören, fing plötzlich alles an, Sinn zu machen. Nur zwei Wochen vor ihrem Sprung von dieser hohen Brücke in Iowa war Lisas Bruder gestorben. Vielleicht hatte sein Tod sie an den Rand der Verzweiflung getrieben. Einen zusätzlichen Stups hatte ihr

aber ganz bestimmt dieses Arschloch von Ehemann verpasst, der sie misshandelt hatte.

Nichtsdestoweniger fragte Candy sich, warum Tante Lisa ihr nicht gesagt hatte, wie sehr sie litt. Hätte Candy davon gewusst, hätte sie darauf bestehen können, dass ihre Eltern etwas unternahmen – oder sie hätte selbst die Polizei alarmiert. Sie wäre unter Umständen in der Lage gewesen, ihr zu helfen. Candy vermisste ihre Tante Lisa, konnte aber dennoch nicht umhin, ihr gegenüber auch Wut und Groll zu empfinden.

Dann passierte etwas, und ihr ging auf, dass ihre Tante sich vielleicht gar nicht umgebracht hatte: Auf einer Baustelle in Hubbard Woods fand man in einem Müllsack den Oberkörper einer Frau.

Candy starrte auf den Ferkelfötus in der Sezierschale – und auf die zusammengerollte Plastiktüte, die gleich danebenlag. Sie konnte einfach nicht aufhören, an ihre Tante Lisa zu denken.

»Was redest du denn da?«, fragte Trish mit gedämpfter Stimme. Mit zusammengekniffenen Augen sah sie Candy an. »Deine Tante ist von einer Brücke gesprungen und hat sich ertränkt. Das stand in sämtlichen Zeitungen, war im Fernsehen und ...«

Zur Vorsicht schaute Candy kurz zu Ms. Trotter hinüber, die gerade einer anderen Schülerin half. Dicht lehnte sie sich zu ihrer Freundin rüber. »Sie haben ihre Leiche nie gefunden«, wisperte sie. »Mein Onkel hat sie ständig geschlagen. Letzten Sommer habe ich die Blutergüsse überall an ihrem Körper gesehen – und diese Brandwunden an ihrem Oberkörper. Ich wusste nicht, was das war – bis ich durch Zufall gehört habe, wie meine Eltern sich darüber unterhielten, dass er sie misshandelt hat. Mein Onkel Glenn. Ich bin ziemlich sicher, dass er seine Zigarre auf ihr ausgedrückt hat ...«

Trish verzog das Gesicht und legte den chirurgischen Faden hin. »Gott, das ist ja fürchterlich«, gab sie im Flüsterton von sich. »Er hat ihr Brandwunden beigebracht?«

Candy schossen Tränen in die Augen, und sie nickte. »Ich glaube, er hat sie umgebracht. Der Oberkörper, den sie gestern

gefunden haben ... in der Zeitung hieß es, an dem seien besondere Merkmale gewesen – drei Brandwunden an der Seite.«

Trish hörte, wie auf der anderen Seite der Schlafzimmertür »It's *The End Of The World As We Know It*« von R.E.M. erklang. Sie klopfte und drückte die Tür im nächsten Moment auf.

Ihre zweiundzwanzigjährige Schwester Mary Ellen, die im vergangenen Jahr ihren Collegeabschluss gemacht hatte, saß im Schlafanzug auf ihrem Zottelteppich auf dem Boden. Der Rekorder stand neben ihr, und drumherum lagen mehrere CDs – einige in ihren Schutzhüllen, andere nicht. Ihr rotbraunes Haar hatte sie sich zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Mit finsterem Blick sah sie ihre Schwester an. »Trish, ich muss doch sehr bitten. Ich bin beschäftigt! Ich mache gerade eine Mixkassette für Greg ...«

Trish blieb zögerlich im Türrahmen stehen. Sie schaute hinter sich, um sich zu vergewissern, dass ihre Eltern nicht in Hörweite waren. »Sag mal«, meinte sie dann und biss sich auf die Lippe, »wenn ich dir ein Geheimnis anvertrauen würde – ich meine, ein ganz, ganz ernstes Geheimnis –, würdest du mir versprechen, es nicht weiterzuerzählen?«

Mit einem Griff schaltete Trishs Schwester den Rekorder ab und brachte R.E.M. mitten im Song zum Schweigen. Sie starrte sie an und fragte: »Wovon redest du?«

## Kapitel zwei

SEATTLE, WASHINGTON – 14. NOVEMBER 1996

Sie konnte einen Arztbesuch nicht noch länger vor sich herschieben. Mindestens zwei Wochen litt sie nun schon an Müdigkeit, Schwindelgefühlen und Brechreiz. Sie konnte noch so viele Rolaids kauen, das ständige Sodbrennen und die Magenschmerzen gingen einfach nicht weg. Mehrmals hatte sie sich sogar erbrochen, was dem Aufruhr in ihrem Magen nur auch keine Erleichterung verschafft hatte. Sie betete, dass es nur irgendein Grippevirus war.

Eine Krankenversicherung hatte sie nicht, und dieser Dr. Christopher Amato war ein wildfremder Mensch für sie. Wahrscheinlich würde er ihr eine Menge Fragen stellen. Nun, im Hinblick auf gewisse Dinge würde sie ihn belügen müssen. Sie versuchte, nicht an den Termin zu denken, weil ihre Magenschmerzen dadurch nur noch schlimmer wurden.

Da sie etwas zu früh dran war, setzte sie sich draußen vor dem dreistöckigen Ärztehaus aus Beton und Glas, das sich gleich neben dem Swedish Medical Center von Ballard befand, auf eine Parkbank. Es war ein klarer, kalter, sonniger Tag. Warm eingepackt in ihren Trenchcoat, überflog sie die *CHICAGO TRIBUNE*, die sie gekauft hatte, bevor sie sich auf den Weg zur Praxis des Arztes gemacht hatte. Die Seiten der Zeitung flatterten im Novemberwind.

Sie konnte sich allerdings nicht auf den Text konzentrieren, den sie las. Immerzu dachte sie, dass Dr. Amato bestimmt ihre Krankenakte würde sehen wollen, und sie besaß keine. Das Einzige, was sie besaß, war ihr in Wisconsin ausgestellter Führerschein, auf der ihr Name stand: *Keeslar, Megan Anne*. Laut diesem Führerschein hatte sie vor ihrem unlängst erfolgten Umzug



nach Seattle auf dem West Moreland Boulevard in Waukesha, Wisconsin, gewohnt. Ihr Geburtsdatum machte sie zu einem fünfundzwanzigjährigen Zwilling. Die Angaben zu ihrer Körpergröße, ihrem Gewicht und der Farbe ihrer Augen und Haare beschrieben sie korrekt als eine einhundertfünfsiebzig Zentimeter große und vierundfünfzig Kilogramm schwere Frau mit blauen Augen und blonden Haaren. Sie schätzte, dass Dr. Amato, wenn er sie erst einmal untersucht hatte, wissen würde, dass das nicht ihre wirkliche Haarfarbe war. Jeder, der ihr auf der Straße begegnete, nahm indes als gegeben hin, dass sie eine Blondine war.

Im Moment schien sie auf der Straße überhaupt niemand wahrzunehmen. Einige Menschen – hauptsächlich ältere Leute – waren an ihr vorbei- und durch die doppelten Glastüren in das Ärztehaus gelaufen. Eine blasse, rothaarige Frau, die wohl in den Dreißigern war, trat nach draußen, um eine Zigarette zu rauchen. Gleich gegenüber, auf der anderen Seite der verkehrsreichen Straße, waren Geschäfte und eine Taverne mit einer irischen Flagge neben der großen Holztür. Sie sah nichts – und niemanden – Verdächtiges. Vielleicht litt sie an Verfolgungswahn, aber in letzter Zeit dachte sie jedes Mal, wenn sie bemerkte, dass ein Mann sie auf der Straße anstarrte oder sie eine undurchsichtige Gestalt erblickte, die allein in einem geparkten Wagen saß, unwillkürlich, man würde sie beobachten. Sie musste sich selbst darauf aufmerksam machen, dass einige dieser Männer, die sie auf der Straße anschauten, vielleicht einfach nur fanden, dass sie hübsch war. Und nicht jeder, der allein in einem geparkten Wagen saß, war ein Spion oder ein Privatdetektiv.

Seufzend wandte sie sich wieder ihrer *CHICAGO TRIBUNE* zu. Sie kaufte die auswärtige Zeitung zwei- oder dreimal in der Woche, um sich über das zu informieren, was im Mittleren Westen vorging. Zuerst las sie immer den Lokalteil. Dieses Mal sah sie jedoch ganz oben auf Seite zwei des vorderen Teils etwas, und für einen kurzen Moment hatte sie das Gefühl, ihr Herz habe aufgehört zu schlagen.

## Prominenter Winnetka-Chirurg als Müllsack-Mörder verhaftet

---

### ZERSTÜCKELTE LEICHE WIRD FÜR »VERMISSTE« EHEFRAU GEHALTEN

Berichte über den Müllsack-Mord standen in allen Chicagoer Zeitungen. Die Details waren jedoch dermaßen schaurig, dass Megan aufgehört hatte, die Artikel zu lesen, nachdem man einen weiteren schwarzen Müllsack mit dem Arm gefunden hatte. Es hatte geheißen, sämtliche Fingerkuppen seien abgeschnitten worden – um es nur noch schwieriger zu gestalten, das Opfer zu identifizieren. Sie hatte gewusst, dass sie den Kopf der Frau immer noch nicht gefunden hatten – und ebenso wenig ihren Mörder. Und sie hatte keinerlei Bedürfnis verspürt, noch mehr darüber zu lesen – nicht bis zu diesem Moment.

Jetzt musste sie genauestens in Erfahrung bringen, was passiert war.

Die Seite der Zeitung flatterte weiter im Wind, und ihre Hände zitterten. Ihr war, als müsse sie sich jeden Moment übergeben, gleich vor der Tür des Ärztehauses. Sie konnte immer nur kurze Bruchstücke des Artikels lesen, weil ihr im Kopf ganz schummrig wurde, wenn sie sich auf die gedruckten Worte konzentrierte:

Am Mittwochabend wurde der in Winnetka wohnhafte Dr. Glenn Swann, 33, Chirurg am Evanston-Northwest Hospital, wegen des Mordes an seiner Ehefrau, Lisa Densmore Swann, 25, verhaftet. Es wird davon ausgegangen, dass Mrs. Swann, die seit dem 9. Oktober vermisst und für tot gehalten wird, das Opfer des berüchtigten »Müllsack«-Mörders ist ...

Das machte überhaupt keinen Sinn. Erst vor wenigen Wochen war in der *TRIBUNE* berichtet worden, dass die Behörden glaub-

ten, Lisa Swann habe Selbstmord begangen. Sie war ihrer Ansicht nach im Wasser des Mississippi ertrunken – sofern sie nicht bereits durch den Sturz von einer der höchsten Brücken Iowas zu Tode gekommen war.

Megan überflog ein paar Informationen über den Müllsack-Mord, die ihr schon bekannt waren. Dann sah sie wieder seinen Namen:

Am Dienstag identifizierte Dr. Swanns 17-jährige Nichte drei Brandmale an der linken Seite des abgetrennten Oberkörpers des Opfers als die Narben, die sie zu einem früheren Zeitpunkt an ihrer Tante gesehen hatte. Der obere Teil des Rumpfes, den man auf einer Baustelle in einem Wohnviertel von Winnetka in einem Müllsack gefunden hatte, war der vierte aufgefundene Körperteil innerhalb von drei Tagen ...

Megan musste das zweimal lesen. Sie sagte sich, dass das nicht möglich war. Doch der Zeitungsartikel wartete mit weiterem Beweismaterial gegen den prominenten Chirurgen auf. Mehrere Bekannte des Ehepaares gaben zu, gewusst zu haben, dass Swann seine Frau körperlich misshandelt hatte. Eine ungenannte Quelle im Evanston-Northwest Hospital wies darauf hin, Mrs. Swann sei mehrmals in der Notaufnahme behandelt worden, nachdem ihr Ehemann sie verprügelt hatte. Die Quelle sagte, das Ganze sei innerhalb des Krankenhauses ein »offenes Geheimnis« gewesen, und zog Vergleiche zu der erbarmungslosen häuslichen Gewalt, über die im Jahr zuvor im Zuge des Simpson-Goldman-Mordprozesses berichtet worden war.

Megan zitterte am ganzen Körper und stellte fest, dass ihr die Nase lief. Für einen Moment ließ sie die Zeitung los, um sich ein Papiertaschentuch aus der Manteltasche zu ziehen. Sie putzte sich die Nase, dann las sie weiter:

Lisa Swann und das zerstückelte Opfer hatten die gleiche Blutgruppe, und Spuren dieses Blutes fand die Kriminalpolizei im Kofferraum von Dr. Swanns BMW. Winzige Stücke schwarzen Plastikmaterials, das mit dem der Müllsäcke übereinstimmt, mit denen die abgetrennten Gliedmaßen und die beiden Rumpf-Teile des Opfers umwickelt waren, wurden ebenfalls im Kofferraum von Dr. Swanns Wagen gefunden ...

Laut Aussage des Gerichtsmediziners von Cook County sahen die Schnitte, mit denen die tote Frau zerstückelt wurde, ganz so aus, als seien sie von einem sachkundigen Chirurgen ausgeführt worden. Dr. Swann hatte für den Zeitpunkt des Verschwindens seiner Ehefrau kein Alibi. Er hatte sich bei den Behörden in Clinton, Iowa, keine Freunde gemacht, als er öffentlich Kritik an ihren Ermittlungen zu Lisa Swanns scheinbarem Selbstmord übte. Einer der Kriminalbeamten, der vor Ort gewesen war, führte an, alles an der Stelle – der verlassene Wagen neben der Brücke, der Schnaps, die Tabletten und ein ambivalenter Abschiedsbrief – habe inszeniert gewirkt.

Dass der reiche, aufgeblasene Chirurg nach Ansicht der Presse und der Polizei kein sympathischer Tatverdächtiger war, war augenfällig. Viele Leute hatten ihre Meinung wahrscheinlich schon gefällt und hielten Dr. Glenn Swann für schuldig.

Megan, die immer noch auf der Bank vor dem Ärztehaus saß, schlug die Zeitung zu und rollte sie zusammen. Ihre Hände zitterten. Sie wusste genau, dass Dr. Glenn Swann seine Frau körperlich misshandelt hatte, aber ermordet hatte er sie nicht.

Ein einziger Anruf von ihr würde genügen, und man würde sämtliche Anklagepunkte gegen ihn fallen lassen. Im Moment konnte sie das nur nicht riskieren. Außerdem ... Sosehr sie es auch verabscheute, dass hier jemandem Unrecht getan wurde, hatte sie diese Stimme im Kopf, die immerzu sagte: *Er hat es nicht anders verdient ... der Dreckskerl hat es nicht anders verdient ...*

Besser fühlte sie sich dadurch aber nicht.

Sie stopfte die zusammengefaltete *CHICAGO TRIBUNE* in ihre Handtasche, stand auf und machte sich auf den Weg in das Ärztehaus; dabei war ihr die ganze Zeit schwindlig. Nur mühsam unterdrückte sie den Drang, sich zu übergeben.

Ende letzter Woche hatte sie einen dieser Heim-Schwangerschaftstests gemacht, und der war negativ gewesen. Sie wusste, dass einige dieser Tests nicht zuverlässig waren. Sie hatte nach wie vor das Gefühl, schwanger zu sein, hoffte aber bei Gott, dass es nur die Grippe war.

Im Wartezimmer des Arztes belog Megan Keeslar das pummeleige, etwa zwanzigjährige brünette Mädchen mit dem netten Lächeln, das am Empfang saß. Sie behauptete, ihr letzter Hausarzt zöge im Moment mit seiner Praxis nach Phoenix um. Sie versprach, ihn in den nächsten paar Tagen anzusprechen und zu veranlassen, dass er Dr. Amato ihre Krankenakte schickte. Sie erwähnte ebenfalls, dass sie gerade ihre Krankenversicherung wechseln würde. Als das Mädchen am Empfang das hörte, schwand ihr nettes Lächeln für einen Moment, doch dann nickte sie und reichte Megan einen Kugelschreiber und ein Klemmbrett mit einem leeren Formblatt.

Sie setzte sich auf einen bordeauxroten gepolsterten Stuhl, der gleich neben einem riesigen Aquarium mit tropischen Fischen stand, und fing an, das Formular auszufüllen. Als sie zu der Stelle kam, an der es um ihren Familienstand ging, zögerte sie zunächst. Im Endeffekt kreuzte sie das Kästchen VERWITWET/GESCHIEDEN an. Wenn sie wirklich schwanger war, hätte sich ihre altmodische katholische Mutter im Grab umgedreht, falls sie sich hier als ledig ausgewiesen hätte. Außerdem gefiel ihr im Grunde die Vorstellung, Witwe zu sein. Und gewissermaßen war es die Wahrheit. Sie hatte einen entsetzlichen Ehemann überlebt.

Bei ihren bisherigen gesundheitlichen Problemen kreuzte sie alle zutreffenden Kästchen an. Auf dem Couchtisch, der vor ihr stand, fiel ihr inmitten vieler anderer Illustrierten eine Ausgabe des *INSTYLE*-Magazins auf, dessen Cover Gloria Estefan zierte. Unter die Frage, wer im Notfall zu benachrichtigen sei, schrieb

sie *Gloria Styler* zusammen mit einer frei erfundenen Telefonnummer mit der Vorwahl von Portland: 503. Ihre Beziehung zu der Person, die im Notfall zu benachrichtigen war, erklärte sie mit *Freundin*.

Die Wahrheit war, dass sie weder Freunde noch Familie in Portland hatte und hier in Seattle keine Menschenseele kannte – davon ging sie zumindest aus. Dr. Amatos Namen hatte sie aus dem Telefonbuch; es kam nicht von ungefähr, dass sein Name mit A begann. Während der letzten drei Wochen hatte sie in einem winzigen einräumigen Apartment gewohnt – sich dort *versteckt*, das traf es wohl eher. Die Miete war günstig – das, was sie sich leisten konnte. Etwas Geld hatte sie gebunkert, musste aber zusehen, dass sie möglichst lange damit auskam. Möbliert hatte sie die Wohnung mit einem Gemisch aus Sachen, die sie entweder bei Ikea oder auf privaten Flohmärkten gefunden hatte. Das Bücherregal bestand aus Ziegelsteinen und Brettern – und in dem verzweifelten Versuch, die Wohnung etwas freundlicher zu gestalten, hatte sie sie mit Weihnachts-Lichterketten dekoriert. Das Apartment sah aus, als würde eine Collegestudentin darin leben, die bestenfalls im zweiten Studienjahr war. Von sieben Uhr morgens bis zweiundzwanzig Uhr abends donnerte alle dreißig Minuten die Einschienenbahn an ihrem Wohnzimmerfenster vorbei. Sie lebte auf der vierten Etage eines kalten und nichtssagenden, sechsstöckigen, modernen Wohnhauses im Seattler Stadtteil Belltown. Die Mieter des Hauses schienen einander überhaupt nicht zu kennen. Es war einfach, dort anonym zu bleiben. Letzte Woche hatte sich jemand in dem Fahrstuhl aus Edelstahl übergeben, und das war tagelang nicht weggeputzt worden. Es stank noch immer widerlich darin. Also hatte sie die Treppe genommen – einen gruseligen Betonschalen-Schacht, in dem jedes Geräusch schallte – vier Etagen nach oben zu ihrer Wohnung.

Nicht, dass sie sich groß nach draußen traute. Sie hatte Angst davor, die Wohnung zu verlassen, Angst davor, es könnte irgendjemand sie erkennen. Trotzdem hatte sie diese paar Ausflüge zu Ikea und den privaten Flohmärkten unternommen. Wenn sie

ihren Wagen aus der Tiefgarage des Gebäudes fuhr, hatte sie jedes Mal das Gefühl, ihr Glück herauszufordern. Das Auto hatte immer noch das Nummernschild von Wisconsin, und das Letzte, was sie wollte, war, dass irgendein Polizist sie an den Straßenrand winkte. Folglich ging sie, wann immer das möglich war, zu Fuß. Manchmal rannte sie wie eine Verrückte zum Vine Street Gourmet, einem Minimarkt, der ganz in der Nähe war, lächerlich niedrige Preise und eine Feinkosttheke mit frischen Sachen hatte. Und dann kaufte sie sich an dem Zeitungsstand am Pike Place Market auch immer eine Ausgabe der *CHICAGO TRIBUNE*.

Anfang der Woche hatte sie sich getraut, den ganzen Block hinunterzulaufen und ins Cinerama zu gehen, um sich *DER ENGLISCHE PATIENT* anzusehen, der gerade angelaufen war. Obwohl es dunkel und rappellvoll in dem Kino gewesen war, hatte sie nicht damit aufhören können, sich darum zu sorgen, dass irgendjemand aus ihrer Vergangenheit hier sein und sie ihm auffallen könnte. Dann war ihr plötzlich übel geworden. Während des Spielfilms war sie gegangen und hatte sich, als sie durch den Mittelgang zum Ausgang lief, die Stirn gerieben, um ihr Gesicht zu verbergen.

Jedes Mal, wenn sie diese deprimierende kleine Wohnung verließ, hatte sie das Gefühl, von jemandem beobachtet zu werden. Der Ausflug zu Dr. Amato war ganz besonders nervenaufreibend. Und dann sah sie diese Story in der *TRIBUNE*. Ein Foto des Opfers, Lisa Densmore Swann, war dem Tribune-Artikel nicht beigefügt, aber die Story war grausig genug, um landesweit Aufmerksamkeit zu erregen. Und da war es nicht allzu weit hergeholt, sich vorzustellen, dass Fotos von Lisa Swann bald schon in allen möglichen Zeitungen auftauchen würden, im ganzen Land – auch in Seattle.

Bei dem Gedanken meldete sich ihr Magen gleich noch einmal.

Mit dem Klemmbrett auf dem Schoß blickte sie auf den Absatz vor der Zeile für ihre Unterschrift: *Ich bestätige, dass alle von mir gemachten Angaben nach bestem Wissen gemacht wurden und korrekt sind ...*



Sie brauchte nur noch zu unterschreiben, zögerte aber. Dann atmete sie tief durch und kritzelte mit zitternder Hand: *Megan Anne Keeslar – 14. 11. 1996*. Als sie aufstand, um dem Mädchen am Empfang das Formular, den Kugelschreiber und das Klemmbrett zurückzugeben, war ihr ganz schummrig im Kopf.

Die Brünette schaute kurz zu ihr auf, nahm ihr das Klemmbrett aus der Hand und fragte sie besorgt: »Geht es Ihnen gut?«

Sie klammerte sich an die Kante des Tresens und konnte nur noch mit dem Kopf schütteln.

Das Mädchen am Empfang sagte irgendetwas davon, dass man sie in einen Untersuchungsraum schaffen würde, damit sie sich hinlegen könne. Dann rief sie eine der Arzthelferinnen.

Megan ließ sich von der älteren, robust aussehenden Krankenschwester mit der ebenholzfarbenen Haut in den hinteren Bereich führen. Der enge Korridor schien sich zu drehen. Die Krankenschwester brachte sie in einen der kleinen Räume und sorgte dafür, dass sie sich auf den Untersuchungstisch setzte. Sie gab ihr ein Glas Wasser, und das half. Die Krankenschwester hatte ein liebes verhärmtes Gesicht und tiefschwarzes Haar, das aussah, als habe man es lackiert.

»Danke«, flüsterte Megan. »Es ... es tut mir leid, dass ich Ihnen solche Mühe mache. Ich weiß nicht, was mit mir los ist. Es könnte sein, dass ... es könnte sein, dass ich schwanger bin.«

»Nun, wir werden sehen, was Dr. Amato sagt«, gab die Krankenschwester zur Antwort. Sie öffnete die Schublade eines Schränkchens und zog einen zusammengefalteten hellblauen Kittel heraus. »Machen wir Sie mal fertig, damit er Sie untersuchen kann. Sie kommen mir immer noch etwas zittrig vor. Brauchen Sie Hilfe beim Ausziehen?«

Verlegen nickte Megan. Die Krankenschwester hängte jedes Kleidungsstück, das Megan ihr reichte, sofort auf. Zwischendurch erhaschte sie einen Blick in den Spiegel, der über dem Waschbecken hing, und auf ihr Spiegelbild. Sie saß auf einem gepolsterten Tisch und trug nur noch ihre Unterwäsche.

Sie sah die drei Narben von der Größe eines 5-Cent-Stücks auf

der linken Seite ihres Brustkorbs. Schnell entledigte sie sich ihres Büstenhalters und zog den blauen Kittel über, um sich zu bedecken – und die Narben. Dann schlängelte sie sich aus ihrem Höschen.

Die Krankenschwester maß ihren Blutdruck und verkündete, der sei normal. Das erstaunte Megan – angesichts der Tatsache, wie krank sie sich fühlte und wie verängstigt sie war.

»Ich werde Dr. Amato holen«, sagte die Krankenschwester. »Sollten Sie sich neuerlich schlecht fühlen, rufen Sie mich bitte sofort. Ich heiße Loretta.«

»Danke, Loretta«, antwortete sie und legte sich auf den Tisch. Der war an einem Ende etwas höher, sodass ihr Kopf leicht erhöht lag. Sie konnte den Spiegel über dem Waschbecken sehen. Darin spiegelten sich ihre Sachen, die aufgereiht an Haken an der Wand hinter ihr hingen. Sie starrte auf ihre Handtasche zwischen den Kleidungsstücken – und auf die zusammengerollte Zeitung, die daraus herausragte.

Sie dachte an das Opfer des Müllsack-Mordes – und an diesen Teil des Rumpfes, den sie gefunden hatten, der an einer Seite die Brandmale aufwies.

Dann spürte sie, wie eine weitere Woge Übelkeit sie überkam, und legte sich die Hand auf den Magen.

So lag sie dort auf dem Tisch und wartete auf den Arzt. Die Frau, die den ärztlichen Fragebogen mit dem Namen *Megan Anne Keeslar* unterzeichnet hatte, starrte auf den hellblauen Kittel, den sie trug. Sie wollte nicht schwanger sein – sie konnte nicht schwanger sein.

Und trotzdem fragte sie sich, ob das Hellblau bedeutete, dass es ein kleiner Junge wurde.